



ZEIDNER GRUSS

HEIMATBRIEF DER
 >ZEIDNER NACHBARSCHAFT<

Zeiden, rumänisch Codlea, ungarisch Feketehalom, gelegen b. Kronstadt-Brasov-Brassó, in Siebenbürgen/Rumänien

13. Jahr

Heidelberg, Am Georgentag 1966

Nummer 24

Kirche in der Heimat - Heimat in der Kirche

Bericht über die Kirche der Siebenbürgen Sachsen

Neckermann hat Rumänien als Reiseland entdeckt, und seit einem Jahr sieht und hört und liest man in Fernsehen, Funk und Presse von Bukarest und dem Schwarzen Meer und dem Donaudelta, erfährt etwas von dem rumänischen Volk der Hirten und Bauern, das heute durch die Industrialisierung und den stürmischen Bildungswillen der Jugend einen gewaltigen Umbruch erlebt, und von seinem Staat, der selbstbewußt und vorwärtsstrebend im Ostblock und im Ost-West-Gespräch einen eigenen Weg zu gehen sucht. 15 000 Betten rumänischer Schwarzmeerhotels sollen im Sommer 1965 ständig von Deutschen aus der Bundesrepublik belegt gewesen sein. Die Gestade dieses Meeres bieten für viele die einzige Möglichkeit zu Begegnungen und Gesprächen mit den Brüdern aus dem anderen Teil Deutschlands.

Mancher Erholungssuchende entdeckt dort freilich auch zum erstenmal, daß in diesem Land deutsche Menschen leben: er findet sie unter den Sommergästen als Bedienstete in den Fremdenbetrieben; er begegnet ihnen, wenn er mit dem Wagen quer durch das Land fährt, in den Dörfern und Städten Siebenbürgens, deren Kirchen und Häuser ihm so vertraut erscheinen und ihn anhalten lassen, um sich nach ihrer Herkunft zu erkundigen.

Begegnung mit der Geschichte

Gern erzählen ihm dann die Befragten und immer fangen sie mit den berühmten „800 Jahren“ an, die seit der Einwanderung dieser Deutschen vergangen sind. Von den ungarischen Königen gerufen, zogen sie im 12. Jahrhundert „ad retinendam coronam“ in die „terra deserta“ am Karpatenwall, rodeten das Land, gründeten blühende Städte und Dörfer und verteidigten als „Bollwerk der Christenheit“ das Land und Europa gegen Tataren, Türken u. a. Aus dieser Zeit stammen die Stadtmauern von Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch und Bistritz und die mächtigen Kirchenburgen der siebenbürgischen Dörfer, die zu einem Symbol des sächsischen Volkes und seiner Kirche geworden sind.

Geschlossen führten sie 1542 Luthers Reformation ein und trugen das ihre dazu bei, daß Siebenbürgen das erste Land Europas mit religiöser Toleranz wurde und jeder ungehindert seines Glaubens leben durfte. Die alten Freiheiten der „Ecclesia Dei Nationis Saxonica“ — Pfarrerwahl, Zehnter, Befugnisse der Landkapitel — wahrte auch die neue evangelische Kirchenordnung, und die genossenschaftlichen Gliederungen der Nachbarschaften, Bruder- und Schwesterschaften, sowie die verantwortlichen Laienämter des Kurators, der Kirchenväter u. a. blieben bis in unsere Tage wichtige Stützen der Gemeinden. Ein reiches Brauchtum

war ebenso in das Leben der Kirche eingebunden, wie sie Trägerin des gesamten Schulwesens war. Als die Siebenbürger Sachsen insbesondere nach 1867 ihre politischen Privilegien und Rechte als Landstand einbüßten, wurde die Kirche die Schirmerin des gesamten kulturellen und sozialen Lebens, und nichts kennzeichnet diese Verschmelzung und Einheit in ihrem Leben und Bewußtsein besser als der Ausspruch Adolf von Harnacks (1890): „Sie leben und sprechen in einem Akkord von Deutschtum, evangelischem Glauben und deutscher Wissenschaft und Erkenntnis. Diese drei Dinge sind so verbunden bei ihnen, daß sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört.“

Verbindung zur Mutterkirche

So lernten die Gustav Adolf-Männer der ersten und zweiten Generation diese evangelische Kirche und ihre Menschen kennen, die im Jahr 1861 ihren eigenen Gustav-Adolf-Verein gegründet hatten. Auf dem „herrlichen Tag in Hannover“ fand er den Anschluß an den deutschen Centralverein, im gleichen Jahre, in welchem sich die Siebenbürger Evangelischen eine eigene Kirchenverfassung gaben. Seither stellte dieses Werk jahrzehntelang sozusagen



Die Ringmauer der Zeidner Kirchenburg gegen Nordosten mit Weberturm. Im Hintergrund die neue Schule. 1965.

den amtlichen Zusammenhang zwischen der siebenbürgisch-
evangelischen Kirche und dem deutschen Protestantismus
dar, dem die sächsische Kirche viel geistige und materielle
Stärkung verdankt. Sie hatte beides nötig, da die Sieben-
bürger Sachsen sich einem wachsenden nationalen und wirt-
schaftlichen Druck, der sich vor allem gegen die Schule und
damit auch die Kirche als Schulträgerin richtete, ausgesetzt
sahen — bis 1918 im Rahmen des ungarischen Staatsver-
bandes, dann in Rumänien.

Wenn in Verbindung mit der „Erneuerungsbewegung“ der
30er Jahre und dem Einbruch des Nationalsozialismus in
den beginnenden 40er Jahren auch tiefe Eingriffe in das
kirchliche Leben erfolgten (Trennung von Schule und Kir-
che, „völkische“ Jugendorganisationen u. a.), so führte dies
doch nicht nur zu einer Zurückdrängung des kirchlichen
Einflusses im Leben der Gemeinschaft, sondern bewirkte
gleichzeitig auch eine geistliche Vertiefung und Neubesi-
nung. Hans Bernd von Haeften sah die kommenden Auf-
gaben visionär voraus, wenn er schon 1943 an einen sieben-
bürgischen Freund schrieb: „Auf lange Sicht wird sich der
unumgängliche Kampf nur auf der Basis der echten gei-
stigen Grundlegung führen lassen . . . Die Fassade des 800-
jährigen Gebäudes wird ohnehin zu Bruch gehen. Legen
Sie unbekümmert um den prassenden Schutt den Grund-
stein zu dem künftigen Neubau . . . Worauf es ankommt,
ist der totale Neubau der Kirchenburg, der Kirche als feste
Burg.“

Wende und Wandlung

Der 23. August 1944, der Tag der rumänischen Kapitulation,
der von der Sozialistischen Republik Rumänien heute als
der Tag der Befreiung begangen wird, und alles, was ihm
folgte: die Evakuierung Nordsiebenbürgens durch die deut-
schen Truppen, die Deportation aller arbeitsfähigen Män-
ner bis 45 und Frauen bis 35 Jahren nach Rußland, die völ-
lige Enteignung des landwirtschaftlichen Besitzes, bedeu-
tete für die Siebenbürger Sachsen eine ungeheure geschicht-
liche Zäsur. Alle Formen und Ordnungen, in denen sie bis
dahin gelebt hatten, das dichte Netz der Vertretungskörper
und Vereine, der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen
Gesellschaften, die ehrwürdigen Bräuche und Einrichtungen,
die das Leben des einzelnen und der Gemeinschaft
gestützt hatten, brachen zusammen. Politisch führerlos, dif-
famiert, mit zerrissenen Familien, enteignet — so stand das
Volk da, und es ist nahezu ein Wunder, daß es inmitten
des völligen Zusammenbruchs dieser Jahre, der beinahe
alle anderen deutschen Volkssplitter vertrieb oder aus-
löschte, am Leben blieb.

Was die Kirche für dieses in jenen Tagen so verlassene
und getretene Volk bedeutete, ist mit Worten kaum zu
schildern. Hans Otto Roth stellte damals dar, wie an Stelle
von Selbstverantwortung, Freiheit und Ehrfurcht ein
Nebel von Schwärmerei, Ungewißheit, Irrtum und Täu-
schung getreten sei — „wir stehen heute sichtbar im Ge-
richt“ — und im Glauben die einzige Hilfe liege. Und Kon-
rad Möckel sagte: „Die Kirche als feierliche Selbstdarstel-
lung eines Volkslebens hat keine Kraft mehr. Und nun ma-
chen wir eine unerhörte Entdeckung: wir entdecken die
letzten unerschöpflichen Kraftreserven unserer lieben Kir-
che. Wir erkennen im Zusammenbruch unserer Zeit, daß
nicht wir der Kirche Leben und Kraft zu geben haben, son-
dern daß sie uns trägt und hilft und bewahrt . . .“ Sie blieb
die einzige organisatorische Form, die die Katastrophe
überdauerte. Ihr Bischof — seit 1945 der heute 81jährige
D. Friedrich Müller — war der einzige Amtsträger, der
überhaupt für die in einzelne rechtlose Menschen zersplit-
terte Gesamtheit sprechen konnte. Alle Not drängte erneut
in die Mauern der Kirchenburgen hinein.

Neubau der Kirche

Ein Neubau der Kirche als feste Burg setzte ein. Er
erfolgte in dem engen Rahmen, der unter den neuen Ver-
hältnissen möglich war. Nachdem der volksdemokratische
Staat 1948 die Gleichberechtigung und kulturelle Betreuung
in der Muttersprache für die Deutschen verkündet hatte,
konnte die Kirche am 25. Februar 1949 das Theologische
Institut mit Universitätsgrad, dessen deutscher Zweig 1955
nach Hermannstadt verlegt wurde, eröffnen und bekam
dadurch die Möglichkeit, selbst Pfarrer auszubilden und
die verwaisten Pfarrstellen wieder zu besetzen. 60% der
Geistlichen sind heute schon Absolventen dieses Instituts,
unter ihnen 2 Professoren des Instituts und 2 Dechan-
ten. Sie dienen ihren Gemeinden — 218 Pfarramtstellen

für 301 Wohngemeinden — mit einer klaren biblischen Ver-
kündigung und mit treuer Seelsorge. Die Zahl der Studie-
renden ist durch den Staat begrenzt. Sie dürfte auch wei-
terhin den Bedarf an Geistlichen decken.

Am 6. Juni 1949 wurde durch staatliches Dekret die „Kir-
chenordnung der evangelischen Kirche Augsburgischen Be-
kenntnisses in der Rumänischen Volksrepublik“ genehmigt,
als erste von allen Kirchenordnungen des Landes. Sie
unterscheidet sich nur in wenigen, allerdings wesentlichen
Punkten von der Kirchenordnung 1927: es fehlen die Be-
stimmungen über die kirchliche Schulaufsicht (da es keine
kirchlichen Schulen mehr gibt), über die Eintreibung kirch-
licher Forderungen durch den Staat (da die „Kirchenbei-
träge“ freiwillige Leistungen der Gläubigen sind) und über
die Nachbarschaften, Bruder- und Schwesterschaften als
kirchliche Ordnungen. Damit ist das Leben der Kirche stär-
ker als früher auf den Gottesdienst und den Kirchenraum
eingeschränkt und konzentriert.

Kirchliches Leben heute

Die ebenfalls 1949 gegründete Kantorenschule bildete zu-
nächst in Baaßen, jetzt in Almen, junge Organisten und
Chorleiter aus, die im Gottesdienst allmählich die fehlen-
den Lehrer ersetzen. Der Religionsunterricht wird in kir-
cheneigenen Räumen am Samstag oder Sonntag gegeben,
ebenso der Konfirmandenunterricht. Die Konfirmation
wird wieder allgemein begehrt, ebenso Taufe, Trauung
und kirchliches Begräbnis.

Wir müssen jeden Tag von neuem glauben;
der gestrige Glaube nützt für heute nicht.

(Spurgeon)

Das Verhältnis des Staates zur Kirche ist äußerlich korrekt.
Auch die neue Verfassung der Sozialistischen Republik Ru-
mänien von 1965, von der Kommunistischen Partei ausge-
arbeitet, garantiert die Freiheit der Ausübung des religiö-
sen Kultus und gesteht den einzelnen Kirchengemeinschaf-
ten („religiösen Kulturen“) zu, sich im Rahmen gesetzlicher
Regelung frei zu organisieren und zu entfalten. Eine Ein-
richtung wie die der Jugendweihe hat es in Rumänien nie
gegeben.

Von der Verhinderung oder Erschwerung des Kirchenbe-
suches der Jugend durch die kommunistischen Jugendorga-
nisationen oder die Schulen, von der Furcht Angehöriger
öffentlicher Dienste, durch Gottesdienstbesuch und offene
Bekundung der Kirchenzugehörigkeit ihre Stellung zu ge-
fährden oder gar verlieren zu können, wurde in den ver-
gangenen Jahren berichtet. Sie scheint einer größeren Libe-
ralität gewichen zu sein. Der Staat wendet erhebliche Mit-
tel zur Instandsetzung wertvoller, auch kirchlicher, Bau-
denkmäler auf. Die vollendete Restaurierung der Mühl-
bacher evangelischen Kirche zeugt zugleich von hohem ar-
chitektonischem und künstlerischem Verständnis. An der
großen Tartlauer Kirchenburg wird zur Zeit gebaut. In der
Schwarzen Kirche in Kronstadt finden in der Reisezeit täg-
lich halbstündige geistliche Abendmusiken statt, die vor
Hunderten von Touristen besucht werden. Die Kirche er-
hält staatliche Subventionen für die Gehälter der Gei-
stlichen und Verwaltungsbeamten (im Jahre 1963 waren es
Lei 1 670 000,— neben eigenen Kirchenbeiträgen in Höhe
von Lei 4 800 000,— und Spenden sowie Kollekten von Lei
1 800 000,—). Die Pfarrer und die Mitglieder der Körper-
schaften werden nach den Bestimmungen der Kirchenord-
nung gewählt, die Besetzungen werden aber erst nach staat-
licher Bestätigung rechtskräftig. Die Kirchenfragen bear-
beitet ein eigenes Kultusdepartement beim Ministerrat, das
seine Aufsicht durch Bevollmächtigte in den einzelnen Be-
zirken ausübt.

Eigene kirchliche Zeitungen gibt es nicht, eine Neuauflage
des Gesangbuches ist geplant. So ist die Freude über jede
Bibel, jede Agende, jedes Buch groß, das die Menschen dort
erreicht. Groß ist die Not vieler Familien, denen der „Näch-
stendienst für arme Glaubensgenossen“ nur sehr begrenzt
helfen kann, auch die der Alten und Pensionisten und der
Pfarrfamilien, die von bescheidenen Gehältern leben müs-
sen und sich oft keine neue Bekleidung und keinen Urlaub
leisten können. Lange glaubte man sich in dieser Not völlig
vergessen — und das schmerzt am allermeisten. So ist die

Verzagtheit oft sehr groß. Sie wird durch den zweiten Strom von Touristen, der sich nach Rumänien ergießt — den Verwandtenbesuchen — leider nicht immer gemildert, weil allerlei Illusionen und Wünsche genährt werden, die den Lebenswillen dort lähmen.

Rund 183 000 evangelische Deutsche leben noch in der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Rumänien. Trotz der in den letzten Jahren erfolgten Ausreise mehrerer tausend Familien, besonders zu ihren Verwandten in der Bundesrepublik Deutschland, ist ihre Zahl in diesen Jahren gewachsen. Auch ihre wirtschaftliche und sonstige Lage hat sich mit der des Landes gebessert. Das Gefühl des Abgeschnittenseins lastet nicht mehr so schwer, seit die Kirche Mitglied des Lutherischen Weltbundes geworden ist (1964) und neben den Familienbesuchen auch Besuche von Kirchenmännern häufiger zu werden beginnen.

Ein feste Burg . . .

Die ungewisse Zukunft lastet auf den Menschen, denen immer wieder das Ende vorgerechnet wird, dem sie als Deutsche und Evangelische, als Gemeinschaft, entgegengehen. Wo aber Menschen sich vorstellen können, daß es

ein Leben — auch ein evangelisches kirchliches und ein deutsches Leben — in anderen als den überlieferten Formen geben kann, wo der evangelische Gottesdienst besucht und ernst genommen und der Glaube fest wird, kann man beobachten, wie auch Ruhe und Vertrauen sich festigen. Der Bischof schließt seit 20 Jahren seine sämtlichen Briefe und Erlasse mit dem Gruß: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Treue Beter kommen täglich in die Schwarze Kirche in Kronstadt zum Morgengebet, und in der Hermannstädter Johanniskirche sammelt sich alle Montag eine große und treue Bibelstundengemeinde. „Man sucht in alldem“, wie es in dem vergriffenen Jahrbuch 1956 des Siebenbürgisch-sächsischen Hauskalenders heißt, „vergeblich nach irgend etwas Sensationellem. Und das ist gerade das Bezeichnende für diese Kirche: Die Selbstverständlichkeit, mit der sie (und zwar sie allein!) ihren Dienst zwischen all den Parolen und Aufregungen unbeirrt weiter getan hat und mit der sie auch jenseits von allen Spekulationen, Ängsten, Hoffnungen und Prognosen, in nüchterner sachlicher Gefäßtheit und Selbstbescheidung tut, was der Tag ihr aufträgt, und so auch für die Zukunft weiter baut.“

Hans Philippi

(Abdruck aus Gustav-Adolf-Blatt, 1/1966, Kassel.)

Vor hundert Jahren

Frachten von Wien nach Kronstadt

von Michael Königes

Für den Balkan und den Orient war im Handelsverkehr nach Wien und Leipzig Kronstadt der bedeutendste Stapelplatz. Die stärkste Pulsader war zwar immer die Donau, aber ein großer Teil der Waren nahm den Landweg. Dieser Weg führte von Wien über Pest — Szegedin — Arad — Hermannstadt nach Kronstadt und von hier durch die Pässe der Karpaten weiter.

Die Verfrachtung dieser Waren zwischen Wien und Kronstadt besorgten deutsche, „sächsische“, Fuhrleute aus dem Burzenland.

Die Wagen dieser Fuhrleute waren in der Regel mit zwölf Pferden bespannt. Die große Zahl von Zugtieren war aus dem Grunde erforderlich, weil die Wagen von Holz grob gearbeitet waren, da man in damaliger Zeit einen Eisenbeschlag nach heutiger Art noch nicht kannte. Auch gab es in jenen Tagen in Ungarn und Siebenbürgen keine geschotterten Wege und Straßen. Man fuhr, wo man fahren konnte. Tau- und Regenwetter machten diese Wege nur zu oft unbefahrbar.

Das Durchschnittsgewicht der Fahrt für den einzelnen Wagen betrug sechzig Zentner (dreißig Meterzentner). Die Frachtspesen pro Zentner für die Strecke Wien — Kronstadt wurden mit fünf bis sechs Gulden in damaliger Währung bezahlt. Für Ware „auf Termin“ sieben Gulden. Für Seidenwaren, wo der Fuhrmann eine gewisse Verantwortung zu übernehmen verpflichtet war, acht bis zehn Gulden. Die Strecke Wien — Kronstadt (rund achthundert Kilometer) wurde in drei Wochen gefahren. Bei schlechten Wetterverhältnissen brauchte man bis fünf Wochen und darüber.

Die Zeit, welche die griechischen „Kaufherren“ für eine Reise von Bukarest oder Fokschani bis Leipzig und wieder zurück benötigten, belief sich auf über drei Monate.

Jeder Kaufherr hatte seine bewährten Fuhrleute.

Bevor er sich mit dem einzelnen Fuhrmann über den Fahrpreis und die anderen Bedingungen einigte, besichtigte er jedesmal die Pferde und die Wagen. Der Kaufherr hatte das Recht, Pferde, die irgendwie mit einem Fehler behaftet waren, oder denen er die Strapazen schlechter Wege nicht zutraute, zurückzuweisen und entsprechenden Ersatz zu fordern.

Bei diesem Handel spielte das Moldauer Pferd die entscheidende Rolle. Es war das einzige Pferd, das einer „Winterfahrt“ von Kronstadt bis Wien und wieder zurück gewachsen war.

Über die Leistung und Ausdauer des Moldauer Pferdes

lasse ich hier einen Mann jener Zeit sprechen. Man nannte ihn „den alten Bloos“.

Er diente in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts acht Jahre lang meinem Urgroßvater als Fuhrknecht. Der Urgroßvater überlebte den Großvater, der sich in jüngeren Jahren auf einer Fahrt nach Wien den Tod geholt hatte. Als der Vater als einziger Erbe Hof und Wirtschaft übernahm, störte dies das Freundschaftsverhältnis nicht, das den alten Bloos an unser Haus und an unsere Familie band.

Die schnellste Fahrt des alten Bloos

Der alte Bloos erzählt:

„Wie gesagt, wir hatten in Wien geladen. Das Wetter war gut. Auch war unser Kaufherr ein guter Mensch. Das konnte man nicht von jedem Kaufherrn sagen. Die Wagen standen geladen und mit den Deichseln Kronstadt zugekehrt. Am nächsten Tag, zur bestimmten Stunde, sollte Abfahrt sein. Die Pferde hatten gutes Futter und wir, die Fuhrknechte, spürten auch nicht Mangel an dem, was gut schmeckt. Die Wiener Gastwirte haben einen guten Wein, und wir hatten gutes Geld. Da war einer mit dem andern zufrieden.“

Am Abend läßt mich mein Dienstherr in die ‚Herrenstube‘ rufen. Auf der ganzen Fahrt Kronstadt — Wien und Wien — Kronstadt sitzen die Herren mit ihren Knechten an einem Tisch, essen aus einer Schüssel und trinken aus einem Krug. In Wien war das anders. Dort war der Herr ‚Herr‘ und der Knecht ‚Knecht‘.

In der ‚Herrenstube‘ sitzen die Burzenländer Fuhrleute an einer langen Tafel. Alles Sachsen bis auf einen Rumänen: Der größte und stärkste Mann unter ihnen. Sein schwarzes Haar — lang und kraus wie die Wolle eines guten Schafbocks. Auch seine Pferde hatten alle krause, lange Mähnen. Daher sein Name Cretu.¹

Er war ein nüchterner, zuverlässiger Mann, was man nicht von jedem Menschen sagen kann.

Am Nebentisch sitzen unsere vier Kaufherren. Zwei aus Bukarest, zwei aus Fokschani. Jeder ein Grieche — jeder ein steinreicher Mann.

Mein Dienstherr weist mir einen Stuhl an und stellt ein Glas Wein vor mich hin. Daß wir Knechte in Wien einen guten Wein tranken, das wußte ich! daß aber unsere Herren einen besseren Wein tranken, das kostete ich jetzt. Mein Dienstherr füllt mir das Glas zum zweitenmal. Nach dem dritten Glas endlich erfahre ich, um was es geht.

¹ Rum. cret — kraus.

„Höre“, sagt mein Dienstherr, „unsere Kaufherren haben sich heute eine neue Kutsche gekauft. Mit dieser Kutsche wollen drei der Herren in fünfzehn Tagen in Kronstadt sein. Auf dich ist die Bestimmung gefallen, die Kaufherren zu fahren.“

Nun, gegen den Befehl eines Dienstherrn gab's keinen Widerspruch.

„An mir soll es nicht hängen, aber die Pferde! Welches sind die vier Pferde, mit denen ich in fünfzehn Tagen Kronstadt erreichen soll — ohne Rasttag, ohne sie zu wechseln?“

„Dir ist es überlassen, die Auswahl zu treffen. Du kennst jedes Pferd in der Kolonne.“

„Und wenn dem einen oder anderen Pferd etwas zustoßen sollte? — Der Weg ist weit!“

„Ist alles geordnet und einbedungen. Bleibt ein Pferd auf dem Wege, läßt du's bleiben und stellst ein anderes ins Geschirr. Die Kosten tragen die Kaufherren.“

„Das ist richtig. Und das Weitere...?“ fragte ich schüchtern. „Das Weitere — das geht dich eigentlich nichts an“, bemerkte mein Dienstherr etwas grob, „aber ich will dir sagen: die Fahrt, die du mit vier Pferden machst, wird bezahlt wie eine Fahrt mit zwölf Pferden zu sechzig Zentnern. Den Lohn, der dir meinerseits gebührt, erhältst du ungekürzt. Dafür zahlen dir die Kaufherren denselben Betrag auf die Zeit der Fahrt. Also hast du Doppellohn, Essen und Trinken zahlen ebenfalls die Herren. So auch Hafer für die Pferde — ohne Maß.“

Das letzte — Hafer und Heu für die Pferde — war für mich die Hauptsache.

Die vier besten Pferde der Kolonne

„Jetzt wollen wir hören, welches die vier Pferde sind, die du dir von achtmal zwölf Pferden auswählst.“

„Steht mir die Wahl ganz frei?“ fragte ich zögernd.

„Ganz. Wir sind uns alle einig“, antworteten mehrere Fuhrleute.

Ich hatte bald meine vier Pferde im Kopf beieinander. Aber das Recht, mir von sechsundneunzig Pferden die vier besten auszusuchen, das machte mich doch etwas zaghaft. Solche Rechte standen dem Herrn zu, nicht dem Knecht.

„Sprich doch“, sagte einer der Fuhrleute. „Die fünfzehn Tage vergehen mit Nachdenken, und am sechzehnten Tag bist du noch immer in Wien.“

„Also“ begann ich, „das erste Pferd ist unser Brauner, das vorderste Leitseilpferd.“

„Bravo!“ erscholl es einstimmig in der Tischrunde.

Das Pferd war ein siebenjähriger Wallach mit großem Stern, an allen vier Füßen weiß. Sechsmal schon hatte dieser Braune die Fahrt nach Wien und zurück mitgemacht, ohne als vorderes Leitseilpferd auch nur einmal im Geschirr nachzugeben. Fromm wie ein Lamm und treu wie ein guter Hund.

„Das zweite Pferd“ — ich war doch im Zweifel, ob mein Dienstherr zusagen würde — „das zweite ist unser Fuchs aus dem linken Seil (die Stelle links neben dem zweiten Leitseilpferd; in dieser Reihe — vor der Wagendeichsel — standen vier Pferde nebeneinander im Geschirr).“

Mein Dienstherr, der Großvater, sagte nicht ja — aber er sagte auch nicht nein. Also war mir das Pferd sicher.

Gold war nicht schöner als die Farbe dieses Fuchses. Eine schmale Blesse und zwei weißgefesselte Hinterfüße machten das Pferd noch schöner. Jedem Vogel, der in der Luft flog, sah er mit seinen großen, feurigen Augen nach, an jeder Distel, die am Wege stand, mußte er mit seiner gelbbefleckten Nase riechen. Im Geschirr war der Fuchs wenig verlässlich. Wie die Wege, so waren auch seine Launen. Zweierlei war es, wofür der Fuchs Lob verdiente. Erstens: wenn die Fahrt anging und ich mich in den Sattel setzen wollte, da nahm ich nie den Steigbügel. Ich stellte mich auf das lange Seil, an dem der Fuchs zog und — Fuchs, zieh an! Das Seil spannte sich unter meinen Füßen und hob mich in den Sattel; zweitens: einen Halfter trug der Fuchs nie am Kopf, dafür aber die schöne Metallglocke, die mein Dienstherr, der Großvater, vor Jahren in Wien gekauft hatte. Es gab kein Pferd in der ganzen Kolonne, das die Glocke so zu tragen wußte wie unser Fuchs. Wenn ein Gespann von zwölf Pferden den richtigen Schritt haben soll, dann ist der Klang der Glocke für das Gefährt so wichtig wie die Musik für die Hochzeit. Und noch eines muß ich sagen: in den acht Jahren, die ich bei meinem Dienstherrn dem Großvater, im Brot war, hat sich der Fuchs nie niedergelegt. Und gescheit war unser Fuchs, mehr als mein Vorreiter — nur sprechen konnte das Pferd nicht.

Nun brauchte ich noch die beiden Deichselpferde.

Das eine, das Handpferd, wählte ich mir vom Wagen eines Rosenauer Fuhrmannes. Dies Pferd war in allem das Gegenteil von unserem Fuchs. Eine schmutzibraune Farbe, einen dicken Kopf, kleine Augen, eine dicke, zerzauste Mähne, die sommers und winters voller Kletten hing. Aber das Pferd war stark und ausdauernd. Ich nahm mir dieses Pferd, um all die Mucken und Dummheiten, mit denen mich der Fuchs auf dem langen Weg ärgern würde, auszugleichen.

Jetzt als viertes noch ein gutes Sattelpferd.

Der Fuhrmann Cretu starrte in sein leeres Weinglas. Er erriet meine Gedanken. Der Rumäne hatte an seinem Wagen das beste Sattelpferd. Ein lichtbrauner Wallach, ohne Abzeichen, mit langer, krauser Mähne. Stark in den Knochen und eisern in den Füßen. Dazu einen Paßgang — einzig in seiner Art. Wenn der Rumäne Cretu im Sattel saß, der große, schöne Mann mit dem langen, krausen Haar, dem breitkrepigen Hut, dem weitärmeligen, gelbgestickten weißen Hemd (das er nur in der Kaiserstadt anzog), dem breiten Ledergürtel mit den glänzenden Messingschnallen, darin Messer und Pistole, und dazu der schöne Paßgänger — manche Wienerin hat sich dieses Reiters halber den Hals verrenkt.

Es kostet den Mann viel Selbstüberwindung, bis er mir sein Pferd zusagt. Aber er tut's, weil er mich kennt, weil er weiß, daß seinem Pferd durch mein Verschulden nichts passiert.

Nun stellt mich der Großvater den Kaufherren am Nebentisch vor. Sie nötigen mich zum Sitzen. Der Wirt bringt Wein. Wir trinken zusammen. Und wirklich! diese Kaufherren trinken einen noch besseren Wein als unsere Dienstherrn. Ich denke bei mir, wie wird der Wein schmecken, den der Kaiser und der Papst trinken. Die Stunde der Abfahrt wird festgesetzt. Lange sitzen wir — bis tief in die Nacht.“

In elf Tagen schafft er es

Der alte Bloos rückt seinen Stuhl, sein Körper strafft sich, seine vom Alter geröteten Augen leuchten — heute ist die Vergangenheit bei ihm Gegenwart.

„Am nächsten Morgen, auf den Schlag der Uhr, halte ich



Die Zeidner Blasmusik grüßt die Nachbarschaft

Hintere Reihe von links nach rechts: Kurt Zeides, Egon Warza, Werner Schunn, Michael Zeides, Edwin Aescht, Otto Neudörfer, Otto Mieskes. Vordere Reihe von links nach rechts: Otto Aescht, Otto Kaufmann, Reinhard Martini, Erhard Adams, Günther Schunn, Franz Müll, Hermann Barf, Helmut Istock, Erhard Pechar, Gerhard Wenzel. Vorne neben der Trommel sitzend: Erwin Aescht, Helmut Schmidts. 1966.

mit dem vierspännigen Gefährt vor dem Gasthaus. Vorher hab ich die vier Pferde eine Stunde eingefahren. Beim Einspannen schon zeigte der Fuchs seine Launen.

Fuhrleute und Knechte, alle sind auf den Beinen. Eingespannt vor der Deichsel stehn der Braune und der Fuchs, unsere beiden Pferde. Mein Dienstherr, der Großvater, nimmt dem Fuchs die Glocke vom Halse und trägt sie zum Wagen. Hat er nicht den Fuchs beim Gespann, will er wenigstens die Glocke haben. Der Fuchs wiehert und scharrt. Ich setze mich in den Sattel. Der Fuchs geht nicht von der Stelle. Mein Dienstherr schimpft. Er bringt einen Halfter, legt ihn dem Fuchs an und bindet ihn an das Leitseilpferd. Der Gauner steckt seinen Kopf unter den Kopf des Braunen und streift sich das Kopfgeschirr herunter. Auf Geheiß bringt einer der Männer die Glocke. Mein Dienstherr schnallt sie dem Fuchs an den Hals, redet ihm freundlich zu, und wirklich, der Fuchs nimmt Vernunft an. Pünktlich fahren wir ab. Zu Mittag halten wir in Bruck an der Leitha. Dasselbe Essen, derselbe Wein, den die Herren vor sich auf dem Tisch haben, der wird auch mir zuteil. Ich werde gefragt, ob es nicht möglich sei, vor den einbedungenen fünfzehn Tagen in Kronstadt zu sein. Ich gebe es zu — wenn uns nichts Besonderes zustößt. Hier zählen mir die Kaufherren meinen Lohn auf die Dauer von fünfzehn Tagen in Silber auf den Tisch und sichern mir zugleich für jeden Tag, den ich vor dem fünfzehnten Tag am Ziel bin, eine schöne Prämie zu.

Hier erfahre ich auch, weshalb die Kaufherren es so eilig haben: Der Preis der Schafwolle hat sich auf der Leipziger Messe fast um das Doppelte gesteigert. Sie haben bindende Abschlüsse gemacht. Nun gilt es, zuerst zu Hause zu sein, um das größtmögliche Quantum an Wolle aufzukaufen, bevor die Schafzüchter in der Moldau und in der Walachei von der Sache Wind bekommen.

Also vorwärts! Es gilt für die Kaufherren große Gewinne und für mich die Prämie! Auf die Pferde ist Verlaß, denn alle sind es ‚Wilde‘. —

Am elften Tage, gerade als die Mittagsglocke anschlägt, halte ich in Zeiden vor dem Gasthof ‚Zur Schwarzburg‘. Die Kaufherren steigen aus, um zu Mittag zu speisen. Sie wissen, daß ich hier zu Hause bin. Ich spanne die Pferde vom Wagen, um sie im Stall zu füttern und meiner Dienstherrin, der Großmutter, zu berichten.

In gestrecktem Trab nimmt der Fuchs die Richtung die Marktgasse hinauf. Vor dem Tor bläst er in die Nüstern und wiehert. Die drei anderen Pferde folgen dem Fuchs im Schritt. Ich gehe ihnen nach mit der Peitsche in der Hand.

Der Tisch ist gedeckt, die Großmutter, meine Herrin, ruft mich zum Essen ...“

Tränen treten dem alten Mann in die Augen, die Stimme versagt ihm. Es dauert eine Weile, bis er den Faden der Erzählung weiter spinnt.

„Es war dieser Tisch, auf diesem Platz saß ich, wo ich jetzt sitze ... und es war dieselbe Grießknödelsuppe, die mir die

Großmutter, meine Herrin, auf den Tisch stellte. — Es ist lange her, sehr lange schon ... und doch kommt es mir vor, als ob's nur gestern gewesen wäre.

Daß ich mir die Suppe aus der Schüssel in den Teller schöpfe, das weiß ich noch — ich schlafe mit dem Löffel in der Hand ein. Leise schleicht meine Herrin hinaus, sie will mich nicht stören. Sie geht in den Stall, um zu sehen, ob die Pferde fressen. Drei der Pferde liegen ausgestreckt auf der Streu und schlafen. Der Fuchs allein steht auf den Füßen, die Zähne auf die Krippe gestemmt und schnarcht: auch er schläft.

Sehr besorgt läuft meine Herrin über die Gasse zum Schwager, dem Bruder meines Dienstherrn. Er kommt. Knecht und Pferde schlafen. Der Knecht vor der Schüssel mit den Grießknödeln, die Pferde an der Krippe mit dem Hafer. Da muß etwas nicht in Ordnung sein.

Ich höre sprechen. Ich reibe mir die Augen und löffle aus der Schüssel. Meine Herrin sagt mir, daß der Schwager seine Pferde zu Hause habe, daß er einspannen wolle, daß er die Kaufherren nach Kronstadt führen werde.

Beleidigt lasse ich Knödel und Schüssel stehen und weise die Hilfsbereitschaft ab.

„Neunundneunzig Meilen habe ich mit meinen Pferden in zehn und einem halben Tag zurückgelegt. Die hundertste, die letzte Meile von Zeiden bis Kronstadt, lasse ich mir nicht nehmen — aber auch meine Pferde nicht.“

„Aber du bist müde und hungrig.“

„Ich bin weder das eine noch das andere.“

„Aber die Pferde sind's.“

„Die Pferde noch weniger als ich.“

Ich stehe in der Tür des Stalles. Die Pferde haben meine Stimme gehört. Der Fuchs wendet den Kopf und wiehert zufrieden. Die andern drei, die Faulpelze, liegen noch auf dem Stroh.

„Auf“, rufe ich. „Auf! Neunundneunzig Meilen — jetzt noch die letzte, die hundertste ... Auf!“

Die Pferde stehen auf den Füßen. Sie beugen den Hals und dehnen den Rücken. Noch vor der angesetzten Stunde stehen Wagen und Pferde vor dem Gasthof ‚Zur Schwarzburg‘ zur Weiterfahrt bereit.

Die letzte Meile: Zeiden — Kronstadt. Das letzte Schaukeln auf dem schönen Paßgänger des Rumänen Cretu ... noch hundert Meilen weit wäre ich geritten.

Auf dem Marktplatz in Kronstadt, vor dem ‚Alten Rathaus‘, empfangen mich für vier Tage die einbedungene Prämie in Gold und dazu ein schönes seidenes Halstuch zum Andenken.“

Der alte Mann nimmt seinen Stock, stülpt sich den breiten, harten Hut auf den weißen Kopf, dankt für das Essen und geht.

(Aus: M. Königes, Gewalt und Recht, Bukarest 1963.)

Erwandert die schöne Heimat!

Erfreulicherweise nehmen die Besuchsreisen in die Heimat Jahr für Jahr zu. Wiederholt wird berichtet, daß die Reise nicht nur eine Strapaze gewesen ist, sondern auch der Erholung gedient hat. In den ersten Jahren freilich war vieles umständlich und die Besuche bei den vielen Verwandten strengten an. Kommt man das zweite und dritte Mal auf Besuch in die Heimat, dann bleibt man in erster Linie mit den Familienangehörigen und Jugendfreunden zusammen. Und zu den schönsten Stunden des Beisammensein gehören dann die Spaziergänge und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung von Zeiden.

Wer einen lohnenden Ausflug empfehlen kann, der nicht so bekannt ist, teile es uns mit. Wir bitten aber dann, den Weg zu beschreiben, damit man sich zurecht finden kann. Hier ein Vorschlag:

Gaiskuppe — Clothidentisch — Föhrentisch

Vom Hellenbrunnenplatz, an der Quellenfassung vorbei, führt der Weg auf die Gaiskuppe. Hat man bei etwas stei-

lem Aufstieg nachher die erste Serpentine erreicht, gelangt man in angenehmen Schattengängen zur Höhe, von der eine schöne, weitreichende Aussicht zu genießen ist. Auf einem Seitenpfad, unterhalb der Höhe, kommt man zu der sogenannten „Grotte“, den Resten eines Häuschens, das 1846 der damalige Zeidner Pfarrer Samuel Teutsch zu Versammlungen der Zeidner Mitglieder seiner im Jahre 1853 gegen das Branntweintrinken gegründeten Burzenländer „Mäßigkeitsgesellschaft“ erbauen ließ.

Oberhalb der Aussichtsbank auf der Gaiskuppe führt ein Pfad zu einer Fichtengruppe. Er mündet in eine Promenade, die durch einen angenehmen Fichtenbestand in den sogenannten Höllengrund leitet. Da steht der Clothidentisch, benannt nach der Gattin des für die Verschönerungsvereins-Sache in Zeiden verdienten einstigen Zeidner Gemeindegartes Dr. Gustav Branovatzky. Dieser Tisch bildet einen der schönsten Aufenthaltsorte mit Blick auf Zeiden.

Vom Standplatz des Clothidentisches führt eine Promenade zwischen Föhrenbäumen zum Föhrentisch.

(Aus: J. Leonhardt, Zeiden i. Verg. u. Ggw.)

Um unsere Mundart

Vor 2 Jahren, in der Nummer 20 (1964) des ZEIDNER GRUSSES hatten wir darauf hingewiesen wie wichtig und nützlich es ist, unsere Mundart aufzuschreiben. Freilich hat nicht jeder von uns gleichviel Interesse an solch „brotloser Kunst“. Das erwartet auch niemand in unserer Zeit der Technik und der Schnellebigkeit. Sicher können aber noch einige Zeidnerinnen und Zeidner ganz gut Mundart sprechen und wollen mithelfen, aufzuzeichnen was festgehalten werden muß. Schon 5 oder 6 Landsleute bringen gemeinsam ein gutes Stück Arbeit zuwege, wenn sie sich zusammenfinden. Wer macht gerne mit? Er braucht keine Bange zu haben, daß von ihm schriftstellerisches Können verlangt wird. Nicht einmal eine schöne Handschrift oder fehlerfreies Schreiben sind erforderlich — Hauptsache ist: er kann echtes Zeidnerisch sprechen und irgendwie auch aufschreiben. Ich selbst kann ja sächsisch sprechen und versuche es auch zu schreiben. So werde ich in der Lage sein, auch schwer zu schreibenden Wörtern ihren Sinn und damit die richtige Aussprache abzugewinnen.

Einen Grundstock habe ich bereits gelegt und eine große Anzahl Mundartwörter aufgeschrieben. Es haben mir dabei, z. T. indirekt, viele Landsleute mitgeholfen. Denn ich schreibe jedes sächsische Wort sofort auf, wenn ich meine es in meiner Sammlung noch nicht zu haben. In letzter Zeit hilft mir Georg Glätsch, Hintergasse (jetzt Braunschweig), der auch bei den Flurnamen mitgearbeitet hat.

Wie bekannt, haben wir im ZEIDNER GRUSS Nummer 21 (1964) versucht, die Flurnamen von Zeiden zusammenzutragen. Es sind dort insgesamt 284 Flurnamen aufgeschrieben und eine Hattertkarte abgebildet. Auf die Bitte, Ergänzungen mitzuteilen, haben sich nicht viele beteiligt. Wertvolle Anregungen haben wir Martin Wenzel, Neugasse (jetzt Kammern/Niederösterreich) zu verdanken. Wer von unsern ehemaligen Bauern übernimmt es, die einzelnen Nummern der Flurnamen dorthin in die Hattertkarte einzusetzen, wohin sie gehören? Wer hilft mit?

Die 2. Gruppe der Mundartwörter soll nun alle Ausdrücke umfassen, die mit dem Hof im Zusammenhang stehen. Einige Wörter führen wir hier auf, damit ein Anfang und Beispiel gegeben ist. Auch hier hat sich Georg Glätsch fleißig beteiligt. Wer macht mit?

Gäuch (Joch)
Huərən (Jauche)
Dirpəl (Türschwelle)
Dræəschklápəl (Dreschflegel)
Schnoischeərech (Schneeschieber)
Weər wəl (Türklinke)
gəbreəch (fehlend)
Zoip (Wasserhahn)
Kuəf (Spreu)
af dər Fiərt (unterwegs = auf der Fährte)
vərhoijáumərn (verlegen, verlieren)
Kuzkən (junger Hund)
Káeəzkən (junge Katze)
Mutschkən (Fohlen)
Moitschkən (Kalb)
Goər (Stute)
Haoest (Wallach)
Aeəltərläuch (Tür auf dem Heuboden)

In dieser 2. Wörtergruppe wollen wir uns nur auf die Wörter konzentrieren, die im Hof, also im Arbeitsbereich des Bauern, des Mannes, vorkommen. Die Ausdrücke die die Bäuerin, die Frau, im Haus und im Bereich des Familienlebens gebraucht, werden wir in der folgenden 3. Wörtergruppe erfassen. Wer sie gleichzeitig mitteilen will, der schreibe sie — wenn möglich — auf ein gesondertes Blatt. Zwar gehören die meisten Mundartwörter in den Bereich des bäuerlichen Lebens. Wir wollen aber nicht nur die ausgesprochen bäuerlichen Ausdrücke und Redewendungen sammeln, sondern auch die des Handwerkerstandes, des Handels und was es sonst noch gibt. Wenn man sich vor Augen führt, daß Prof. Friedrich Krauß ein „Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerkssprachen“ mit 1200 Seitenspalten herausgegeben hat — an dem er übrigens von 1912 bis 1957 arbeitete — dann kann man etwa ermessen, welche Schätze an Wörtern und Sprachformen darauf warten, gehoben zu werden. Wer hilft mit? Wer bereit ist, mitzumachen, der schreibe mir bitte eine Postkarte — oder schicke mir besser gleich einige Aufzeichnungen.

Baldi Herter

Men Zäöedən

1. Zäöedən, men Zäöedən, wiə sen den Káend?
Schaol ás də Gáoəs och də Gəmaeən.
Bäoəld bláoest duch də Baeəm dər Háoərwəstwáend
Ond sáoə kun náúch ändən nāt haeəm.
2. Won hoándərəm Biərech də Sann uəwəgaeət
Də Iəwəndgläúk muhnt zər Reáo,
'säi munch ən Meátər án dər Häisdir schtaeət.
Foáend wáoədər Fridən náúch Reáo.
3. Won awər də Waolkən se' báoehin,
Də Sann schent án dər Gəmaeən,
Niə wáoələ mər donkən ənd wáoələ siən:
Men Zäöedən den Káend sen dəhaeəm.

Martha Hiel

Makeevka-Donbas/UdSSR, 28. August 1946

AUS DEM DEUTSCHEN KULTURGESCHEHEN IN DER HEIMAT

Deutschabteilung der Universität in Temeswar arbeitet am Wörterbuch deutscher Mundarten im Banat

An dem Pädagogischen Institut in Temeswar wurde im Rahmen des Fremdsprachenkatheders 1956 die Deutschabteilung mit drei Lehrkräften eröffnet. Inzwischen wurde aus dem Pädagogischen Institut die Universität von Temeswar, und zur Deutschabteilung gehören heute zwei Katheder, eines für Literatur, das andere für Sprache. Seit ihrer Gründung haben nahezu hundert Studenten an der Deutschabteilung ihre Fachausbildung erhalten. Hier wird auch an einem Wörterbuch der deutschen Mundarten des Banats gearbeitet. An diesen Arbeiten sind vor allem Dozent Dr. Johann Wolf und die Assistenten Herbert Bockel, Peter Kottler und Karl Streit beteiligt. (IFA 10/12/65)

Mundart-Abend des Zeidner Literaturkreises

Der Zeidner Literaturkreis „Michael Königes“ veranstaltete diesen Winter eine Reihe von Vorträgen und Lesungen. Als Gäste wirkten u. a. mit: Prof. G. Scherg, Paul Schuster und Prof. Dr. Capesius. Das besondere Interesse der Bevölkerung fand ein Abend über die „Siebenbürgisch-sächsische Mundart“, vorgetragen von Prof. Capesius.

Im Anschluß an den theoretischen Vortrag brachten die Praktiker einige Darbietungen: Fräulein Rosa Kraus las eigene sächsische Gedichte und Otto Zerwes trug Gedichte von Michael Königes vor; das Frauentrio Hedda und Emmi Königes und Irene Kraus sangen sächsische Lieder. Das junge Gitarre-Kränzchen unter der Leitung von Grete Königes — in Dirndl-Kleidung — und das alte Gitarre-Kränzchen unter der Leitung von Irene Königes — in der sächsischen Kirchentracht — sangen sächsische Chorlieder.

(HK—3/66)

NACHRICHTEN AUS ZEIDEN

Zur ewigen Ruhe gebettet

Johann Mieskes (der Lange), Hintergasse, 74 Jahre alt
— Johann Ochs, Essiggasse, 79 Jahre alt — Ida Josef geb. Kloos, Neugasse, 70 Jahre alt.

Das Licht der ewigen Gnade leuchte ihnen!

Altrichter Peter Plajer †

Wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag starb Altrichter Peter Plajer Anfang September 1965 in Zeiden; ein Mann der nicht nur seinem Hause und seiner Familie, sondern auch uns allen, seiner Gemeinde, gedient hat.

Als Bauer und Landwirt richtete Plajer sein Augenmerk vor allem auf die Rinder- und Pferdezucht. So gehörte er zu einer Gruppe fortschrittlicher Männer, die im Jahre 1932 nach Baden gezogen waren, um von dort Zuchttiere einzuführen. Durch seine Initiative wurde der Rinderviehbestand der Simmenthaler Rasse auf diese Weise in Zeiden veredelt. Die Gemeinde-Stierstallung entwickelte sich unter seiner kundigen Oberleitung zu einer vorbildlichen Musterwirtschaft. Auswärtige Interessenten und Fachreferenten des Landwirtschaftsministeriums in Bukarest besichtigten wiederholt diese Einrichtung, auf die wir Zeidner mit Recht stolz waren. Der Fachmann und Praktiker auf land- und forstwirtschaftlichem Gebiet ist oft als Berater bei verschiedenen Projekten hinzugezogen worden.

In seiner sympathischen Bescheidenheit hat er stets allen Mitbürgern der Gemeinde seine Unterstützung zukommen lassen: Sachsen und Rumänen. Gerade auch während der Zeit des Einzugs der deutschen Lehrtruppen und des Zusammenbruchs der Monarchie hat Plajer als Richter manchen Schaden abwenden und Ausgleich schaffen können. In jenen kritisch-schweren Tagen stand er für Sachsen und Rumänen tatkräftig ein, belehrend und stets hilfsbereit.

Peter Plajer diente als Wirtschaftler, Vizerichter und als Richter seiner Heimatgemeinde und war daneben auch Mitglied in verschiedenen kirchlichen Körperschaften. Sein Blick ging stets hinaus aus der Enge, nach neuen Wegen suchend für das Wohl seiner Mitbürger. Ständig stand er daher mit reichsdeutschen Bürgermeistern im Briefwechsel und suchte die Anregung — die er oft auch selbst bereitwillig zu geben im Stande war. Stets war dabei die praktische Seite sein Tätigkeitsfeld, zu bürokratischen Maßnahmen hatte er absolut keine Neigung.

In der Zeit nach dem 2. Weltkrieg arbeitete er als Gutsverwalter, 1952 mußte er mit seiner Familie Zeiden für 2 Jahre verlassen. Nach 1954 hat Plajer als Spediteur sein tägliches Brot verdient.

Nach schwerer Krankheit und Operation schien er wieder zu genesen, dann packte aber die böse unheilbare Krankheit nochmal zu und raffte den starken Mann in wenigen Tagen dahin. Sein Leben war Arbeit und Liebe für die Seinen und die Mitbrüder und -schwestern. Mit seiner Witwe, den 3 Kindern Ida, Anni und Peter und deren Familien, trauern die Zeidner um diesen aufrechten, guten Menschen. Wir werden ihm ein dankbares Gedenken bewahren.

Z. N.

AUS DER NACHBARSCHAFT

Zur ewigen Ruhe gebettet

Ditmar Depner, S. d. Hugo Depner (Österreich) starb am 15. Februar 1966 im Alter von 27 Jahren in Regensburg. Er hinterläßt seine junge Witwe, Lieselotte Depner geb. Buchholzer (84 Regensburg, Sedanstraße 6) mit zwei kleinen Kindern.

Das Licht der ewigen Gnade leuchte ihm!